Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Hossain
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572056

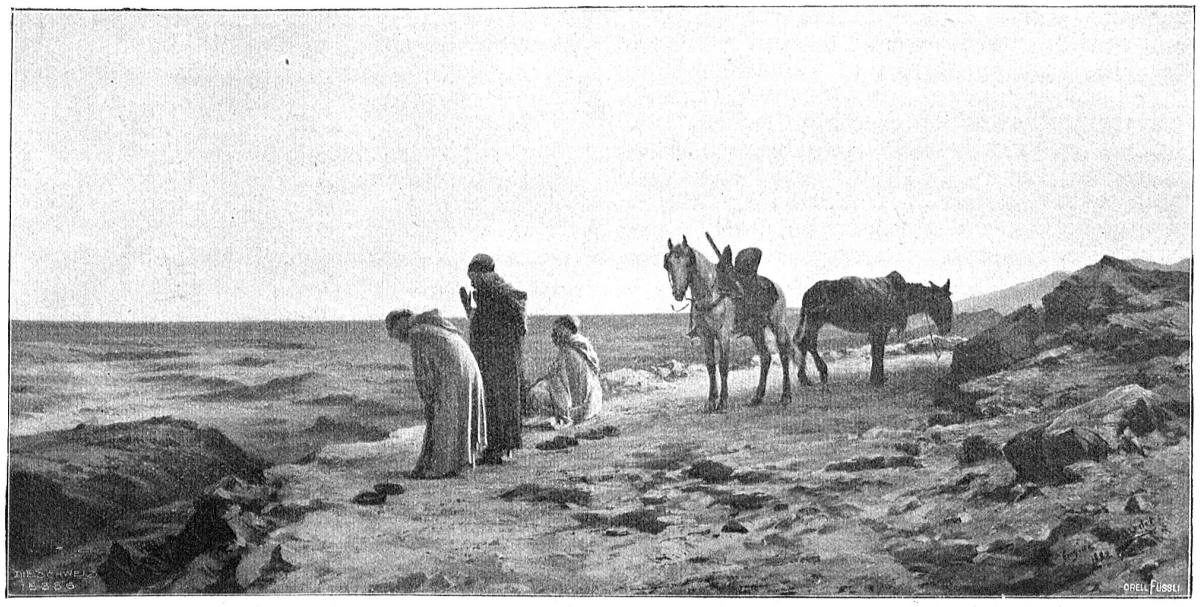
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Araber im Gebet. Nach dem Gemälde (1882) von Eugène Girardet (Neuenburg-Paris) im Musée Rath zu Genf.

Hossain

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Schaffner**, Basel.

Erstes Kapitel.

Am Fuß von Mohammed Ali Paschas Denkmal in Alexandrien saß Hossain und hielt wie alle Tage seine bescheidenen Herrlichkeiten feil, rief von den Vorübergehenden je nach dem Eindruck, den sie ihm machten, diesen an oder hielt es für besser, jenen nicht zu behelligen, breitete bald den glitzernden Flitter wertloser Kettchen und Ringe unter der Sonne aus oder legte auf solidere Bedürfnisse des täglichen Gebrauches das größere Gewicht, saß am Vormittag an der Westseite und am Nachmittag an der Ostseite des Denkmals und freute sich dabei, daß die ruhmvolle Existenz eines Mohammed Ali Pascha in dessen Denkmal auch noch ihm als einem späten Epigonen zugute kam. Dabei unterschätzte er aber keineswegs die Bedeutung seiner eigenen Persönlichkeit, und er war sich mit einigem Stolz bewußt, daß unter allen Menschen, die an ihm vorbeigingen, kein einziger war, für den er nicht irgend etwas Passendes in seinem Kasten gehabt hätte, einerlei, ob sie ihn beachteten oder nicht, ob sie schön oder häßlich, groß oder klein, dick oder dünn, jung oder alt waren, ob sie sich in guter oder minder guter Laune befanden, ob sie etwas zum Wohltun oder Wehtun, etwas zum Verführen oder zum Behüten, etwas zum Danken oder zum Verpflichten wünschten. Er war überzeugt, daß in solcher Gedrängtheit sich unmöglich eine vollständigere Sammlung treffen ließe, und in träumerischen Stunden sann er oft nach, was mit seinen Sachen alles zu bewerkstelligen wäre.

Da käme nun ein gutes, liebes Ding, reflektierte er augenblicklich, und kaufte sich bei ihm ein wirksames Amulett gegen den bösen Blick, vorzüglich der Männer, vor denen sie sich rechtschaffen fürchtete. Hier lagen die Amulette; er mußte sie augenfälliger unterbringen — so. Diesem jungen Blut stiege nun ein verliebter Herr nach — die Liebeslieder — dort lagen sie. Er wüßte lange nicht, wie er zu ihr gelangen solle. Endlich kaufte er bei Hossain ein Kettchen für einen Piaster oder ein goldenes für zwei Piaster. Er paßte die Gelegenheit ab, bis er einmal vor ihr herschreitend das Kettchen fallen ließe. Natürlich sähe sie das Ding blitzen, höbe es gierig genug auf und faßte mit einem verlangenden Blick die Gestalt des Mannes, der solch feine Sachen zu verlieren hat, ins Auge. Plötzlich bliebe er etwa stehen, drehte sich scheinbar unentschlossen um und zeigte ihr ein ernstes, sinnendes Gesicht. Nun müßte sie doch an sein Gesicht denken, wenn sie das Kettchen betrachtete; denn sie würde zu bange sein, ihm dieses auszuhändigen. Nach einigen Tagen trüge sie einmal das Kettchen. Der Herr begegnete ihr, hielte sie an und fragte streng, wie sie zu diesem Schmuck komme. Sie würde bleich, verwirrte sich, gestände sich schuldig, bäte ab; er ließe sich rühren, wäre gütig, groß und kaufte dem armen Ding bei Hossain ein anderes Kettchen, da jenes ihm ein teures Andenken sei. Damit wäre die Bekanntschaft gemacht, und für das Weitere stünden ihm Ringe, Steine, Haarpfeile und anderes genugsam zur Verfügung.

Aber das Kind erwachte aus seinem Unschuldstraum. Es fühlte sich unruhig, gequält und käme vielleicht zu Hossain mit dem Vorwurf, daß sein Amulett nichts wert sei. Dann gäbe er ihr ein anderes, das den bösen Blick in sein Gegenteil verwandelte, und das Kind gäbe sich zufrieden. Nun finge jedoch der andere an, ihre Schönheit zu preisen und so und um ihre Unschuld herum-

zustreichen. Um ihr näher auf den Leib zu rücken, kaufte er ihr von Hossains Bändern, Tüchlein und wohlriechenden Seifen und riete ihr etwa, mit der letztern den ganzen Körper fein zu waschen und dabei auch ein wenig an ihn zu denken. So gerieten ihr ihre Heimlichkeiten und sein Einfluß ineinander, und wie sie den ganzen Tag den süßen Duft ihrer Haut in der Nase hätte, so dächte sie den ganzen Tag an ihren Gönner und könnte sich's endlich nicht verbieten, ganz heimlich zu wünschen, daß er den guten Erfolg seiner Ratschläge selber bewundern könnte, der Gute, der Edelmütige, der Liebe! Handle noch ein Fläschchen Rosenwasser von mir ein, feiner Herr, dann unternimm den Vorstoß, und du hast gewonnen! Versprich ihr auf ihrem Lager nur dreist ein echtes Perlenhalsband an den einzigen Hals. Ich habe zwar keine Perlen feil; aber du wirst sie ihr ja auch schuldig bleiben.

Wochenlang sähe Hossain die beiden nicht wieder. Nach Monden träte sie wohl endlich vor ihn hin und nennte ihn einen Betrüger. Sein Amulett habe sie nicht bewahrt und sie sei nun guter Hoffnung. Da könnte er ganz gut antworten, daß er ihr kein Amulett gegen gute Hoffnung verkauft habe. Vielleicht erstände sie nun eine von seinen blanken Klingen, vielleicht ein Röllchen starken Bindfaden. Er wünsche das alles ja im Ernst keinem der armen Dinger. Aber er meine doch so, was man mit seinen Sachen alles ausrichten könnte, besonders mit der Seife.

„Guten Tag, Hossain!" ließ sich nun eine männliche Stimme neben ihm vernehmen.

„Allah segne dich, Herr!" erwiderte der Hausierer aufblickend. „Willst du etwas von meinen Sachen kaufen? Busennadeln? Agraffen? Seidene Schnüre? Schuhriemen? Ein Fläschchen Balsam? Guten Tabak? Den besten von ganz Alexandrien führe ich in diesen Dosen!"

„Ohrenringe, Rattenzähne, Haarkämme!" spottete der andere. „Gib mir von deinem Tabak! Mein Feuerschwamm ist mir auch ausgegangen ..."

„Hier ist beides, Herr ... Es ist eben nicht jedermanns Sache, die Welt so gelassen von seinem hohen Standort herab zu betrachten, wie dieser da." Hossain deutete über seine Schultern auf das Denkmal.

„Er hat sein Denkmal auch nicht für das Schwatzen bekommen," entgegnete der Herr, ein Beamter des Sultans von Aegypten.

„Sonst hättest du auch eines zu gewärtigen!" parierte der Hausierer, fügte aber sogleich hinzu: „Denn ein Redner tut oft mit seiner Zunge, was zehn andere mit dem Schwert umsonst versuchen. Es ist auch ein Unterschied, um ein Päckchen Tabak oder um eine große Provinz zu reden."

Bedächtig antwortete der Herr:

„Mohammed Ali Pascha bekam ein Denkmal, weil er am rechten Ort und zur rechten Zeit zu schlagen verstand. Mir scheint fast, daß diese zwei Umstände sich gerade jetzt auch zusammengefunden haben, Hossain!"

„Es wäre schade um die schöne Mühe," erwiderte Hossain friedfertig. „Du würdest dich deines Denkmals doch nicht freuen können!"

„Warum?"

„Weil ich es unter meinem Hemd tragen müßte."

„Du bist ein Schelm!" sagte der Herr verdrießlich. „Es scheint dir wohl zu gehen."

„Nun, Herr, so wohl, daß man's noch mit gutem Anstand ertragen kann."

„Was kostet dein Tabak?"

Hossain nannte den Preis.

„Ich könnte anderswo auch billiger dazu kommen."

„Mag sein. Dafür hättest du aber nicht das Vergnügen, ihn bei mir gekauft zu haben."

„Da hast du wieder recht. Laß sehen jenes Büchschen! Was ist darin?"

„Balsam, Herr, vom allerbesten. Du findest seinesgleichen nicht mehr. Das Weib ist gestorben, das ihn bereitete."

„Aber das Weib, das ihn verkauft, lebt noch," erwiderte der Effendi mit kalter Verächtlichkeit. „Indessen, ich will ihn kaufen. Ich bin heute guter Laune, und Afifah wird sich freuen. Was gilt er, Freundchen?"

Aber das hatte der Effendi nicht gut gemacht. Sei es nun, weil er „Weib" gesagt oder wegen der „guten Laune" oder der „Afifah" — gleichviel: „Das gilt es, Freundchen!" rief Hossain zornig, indem er dem Beamten das Büchschen ins Gesicht schleuderte. „Bist du nun noch guter Laune, Said Faris?"

Hossain war wütend, er war richtig fuchsteufelswild. Als er aber sah, wie der Herr von dem Wurf, der ihn gerade zwischen die Augen getroffen hatte, schwankte und taumelte, tat ihm seine rasche Tat schon wieder fast leid. Und als Said Faris verzweifelt zu prusten und zu spucken begann und als er, im eifrigen Bestreben, die Augen wieder frei zu bekommen, die köstliche Salbe nur noch mehr im ganzen Gesicht herumstrich, war Hossains ganzer Zorn im Nu verraucht. Er begann zu lachen und lachte so lange und so gewaltig, daß er sich am Boden wälzen mußte, weil ihm der Leib weh tat. Dabei schlug sein Kasten um, und all seine Herrlichkeiten gesellten sich harmlos zu ihrem heitern Besitzer oder rollten vertraulich dem wütenden Said Faris vor die trampelnden Füße.

Von dem ungewohnten Auftritt angelockt, sammelte sich indessen eine schaulustige Menschenschar um die seltsam bewegte Gruppe, und just, als auch zwei Polizeisoldaten hinzutraten, bekam Said Faris wieder soviel Luft, daß er mit einer Reihe kerntürkischer Flüche sein Mißfallen an seiner augenblicklichen Lage kundgeben konnte, welche Aeußerungen das neugierige Publikum jedoch als Signal zu offenen Lustbezeugungen aufzufassen schien. Die alten Leute lächelten, Verwegene ließen es nicht an Spott fehlen, und die Jugend erklärte sich durch fröhlichen Lärm mit dem Hausierer solidarisch; aber auch die Sonne lachte, und die Bäume der Alleen rauschten vor innerem Vergnügen.

Als jedoch der Effendi endlich seine Augen wieder frei bekam und die beiden Soldaten gaffend im Kreis stehen sah, trat er wütend auf sie zu und belehrte die Untätigen mit einigen Ohrfeigen über ihre Pflichten. Die Soldaten kannten nun allerdings den Beamten wohl genug, und um den begangenen Fehler wettzumachen, stürzten sie sich mit großem Eifer auf den Hausierer, fesselten ihn und führten ihn eilig ab. Ihnen auf dem Fuß folgte der Beamte, während das Volk über Hossains Habseligkeiten herfiel. Sogar sein Kasten

verschwand von der Szene, und nach wenigen Minuten lag der ganze Platz so still und vornehm im Sonnenschein wie zuvor.

Zweites Kapitel.

Mitten in seiner Kerkerzelle stand Hossain, von der raschen Wendung der Dinge noch halb betäubt. Er wußte vorderhand noch nicht recht, was er aus all diesen Vorgängen für einen Schluß ziehen sollte.

Soviel schien ihm zweifellos gewiß zu sein, daß er nicht mehr zu Füßen Mohammed Ali Paschas saß und seinen harmlosen Kram feilhielt. Er wußte auch fernerhin, daß es in dem Loch, worin er sich befand, kalt, feucht und finster war, finster wie in einem Kamel, indessen draußen die liebe Sonne immer weiterstrahlte, die Menschen in ihrem goldenen Schein lachten, stritten, plauderten, arbeiteten, müßig gingen und taten, was ihnen wohlgefiel.

Seit einer guten Stunde stand Hossain immer auf demselben Fleck, um sich in seine neue Lage zu finden und womöglich das Kommende einigermaßen voraus zu berechnen. Das Mindeste, was er erwartete, war eine wohlgezählte Tracht Schläge, das Schlimmste eine längere Gefangenschaft, und darauf, daß er das Gefängnis in jedem Fall als Bettler verlassen werde, war er zur Genüge gefaßt. Die Schergen hatten ihm auch die letzte rote Münze weggenommen, ehe sie ihn verließen; aber ein rechter Araber verzagt nicht so bald.

„Draußen rollt noch Geld genug," schloß er seine Ueberlegungen. „Mag er mit mir beginnen, was ihm gutdünkt!"

Damit war die Sache für ihn vorläufig erledigt und setzte er sich in Bewegung, um vorerst seine Zelle auszumessen. Er mußte zugeben, daß man einen Raum von drei Schritt Breite und vier Schritt Tiefe nicht wohl einen Saal nennen könne, indessen fand er selbst, daß ein Kerker eben ein Kerker sei.

„Wenn mich Said Faris hätte in einen Saal unterbringen wollen, so hätte er mir vielleicht die Wahl gelassen, welches von seinen Prunkgemächern ich zu rüsten befehle und welche von seinen schönen Mägden ich zu meiner leiblichen Bedienung wünsche."

Nunmehr begann er im Schreiten dieser Vorstellung nachzusinnen, wie vorhin zu Füßen des Denkmals jener andern, wobei ihn das durch die Enge seines Kerkers bedingte häufige Umwenden zwar einigermaßen störte, er sich aber trotzdem der Reihe nach baden und tafeln und auf seidenen Polstern schlafen sah.

Als er zu Ende phantasiert hatte, schickte er sich an, einen Fuß immer vor den andern setzend, den Umfang seiner Zelle auszumessen; das Gleiche tat er nachher mit den ausgebreiteten Armen, dann mit nur einem Arm, darauf nur mit dem Vorderarm und schließlich mit der Handlänge. Als er dann schläfrig wurde, beschloß er, die Fortsetzung auf den nächsten Tag zu verschieben, suchte sich durch Betasten des ganzen Bodens den trockensten Platz in der Zelle aus und legte sich endlich hin, um in nicht zu langer Zeit beruhigt einzuschlafen und alsobald von vergangener Tage Schönheiten zu träumen — — —

Auf Hossains Heimat blickt der Sinai herab, und das rote Meer schmeichelt ihren Ufern. Nirgends weht der Abendwind zärtlicher und nirgends leuchtet der Sonnenschein sieghafter als in Hossains Heimat. Auf kein Land schauen die ewigen Sterne mit solcher Liebe, wie auf Hossains Heimat.

Wenn Hossain von seiner Heimat erzählte, so kamen ihm je und je die Tränen in die Augen und war er immer nachher mehrere Tage lang nachdenklich und traurig. Er war ehedem ein streitbarer Krieger gewesen. Wenn der Schech für diesen oder jenen Dienst einen recht zuverlässigen Mann brauchte, so rief er nach Hossain. Es gab nichts, wozu Hossain nicht Mut gehabt, und nichts, was Hamdan, der Schech, nicht unbedenklich ihm anvertraut hätte.

So kam es denn auch, daß nach einer gewonnenen Schlacht Hamdan seine gesamte Beute unter Hossains Hand tat und mit seinen Leuten vorausritt. Der Schech war ein häßlicher Mann und verwachsen, und er gab sich leider auch keine Mühe, diesen Fehler durch ein gefälligeres Wesen etwa wettzumachen. Dennoch konnte man ihm keinerlei Ungeheuerlichkeiten nachweisen, und Hossain, der ihn ja am besten kannte, liebte ihn sogar und wäre für ihn durch Feuer und Pest gegangen. Die Häßlichkeit hing dem Schech nun einmal an. Alles, was er tat, schien häßlich, und der Schech, dessen empfindliches Gemüt unter diesem äußerlichen Mangel peinlich litt, wurde launischen, verschlossenen Wesens, was ihm hinwiederum nicht zum Vorteil gereichte. Einzig schön war er in der Schlacht, wenn sein Turban im feindlichen Gewühl auf- und niederschwankte wie eine rote Rose auf den Wellen eines Hochwassers, von seinem Schwert wie von einem Sonnenstrahl umblitzt. Wenn dann aber das Volk hingerissen ihm zujubelte, stellte sich alsogleich seine unglückliche Ungefälligkeit wieder ein. Er war verlegen, verwirrt, und um das zu verbergen, machte er mißlungene Versuche, hochmütig und prahlerisch zu scheinen, sodaß er gewöhnlich nach solchen Tagen übelgelaunter und mürrischer als je nach Hause kam. Wäre dieser Außerordentliche bei ganz gleichen Anlagen nur weniger häßlich geboren worden, so hätte er unzweifelhaft ein glücklicher Mann werden müssen. So aber hatte ihn seine Empfindlichkeit von Jugend auf unter seiner Mißgestalt leiden lassen, sodaß er schon mit verbitterter Seele ins Jünglingsalter eintrat. Daß der Schech immer noch unbeweibt war, hatte allein in diesen Verhältnissen seinen Grund, und so heiß er sich wohl nach Liebe sehnen mochte, so brachte er es doch nicht über sich, merken zu lassen, als hätte er gerne dies oder jenes Mädchen zur Frau. Da vollends seine Mutter früh gestorben war, fehlte überhaupt jedes versöhnende und vermittelnde Element in seinem Leben.

Als Hamdan Schech am frühen Morgen seinem treuen Hossain die schon genannte Kriegsbeute übergab, befand sich nebst einigen Kamelen, einem Pferd und verschiedenen Kostbarkeiten ein Mädchen dabei. Der Schech nahm Hossain vor das Lager hinaus auf die Seite, erfaßte mit festem Griff seine Hand und sagte mit rauher Stimme, aber warmen Blickes Folgendes zu ihm:

„Hossain, habe mir wohl acht auf sie! Und wenn du mich ein wenig lieb hast — du kennst mich — so sprich ihr Gutes von mir!"

Dann flog er auf seine Stute und stob davon wie eine Windsbraut.

„Ich habe mir's doch immer gedacht," sagte Hossain vor sich hin. „Wenn der zu einer Frau kommen soll, so muß er sie schon stehlen. Und beim Bart des Propheten, das ist ein schönes Weib!"

Bei einem der Kamele stand die trauernde Gestalt der Gefangenen. Sie nahm sich inmitten des frohen Morgensonnenscheins mit ihren bangen Augen aus wie ein mit zwei Sternen zurückgebliebenes Stück Morgengrauen, vom ersten Hauch des Frührotes leise überweht.

Hossain nahte sich ihr ehrerbietig, um sich ihr vorzustellen. Aber als sie aus seinem Mund erfuhr, daß sie fortan in seiner Gesellschaft reisen werde, leuchtete das Frührot in ihrem Gesicht ein ganzes Teil wärmer auf, und die beiden Sterne, dünkte es ihn, drangen ihm mit einem vollen, schönen Lichtstrahl bis auf den Grund seiner Seele hinab. Er fühlte ordentlich die Wärme dieses Strahles in seiner Brust.

Dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Die Kamele wurden beladen. Als Hossain dem schönen Weib auf das Tier half, fuhr ihm bei der Nähe ihrer Augen und bei der Berührung ihrer Hand ein leiser Schauer über den Leib. Er wurde es sich in diesem Augenblick bewußt, daß dieses Weib eines andern Eigentum sei. Unter diesem Eindruck ritt er den ersten und zweiten Tag neben der begehrenswerten Beute her, ohne sie anzureden und ohne sich weiter mit ihr abzugeben; aber um so ruheloser schwebten seine Gedanken um ihr schönes Haupt. Seine Begleiter wunderten sich über sein wortkarges Wesen; indessen schrieben sie's seinem Aerger zu, daß er nicht mit der andern Kavalkade hatte reiten dürfen.

Die Gefangene hieß Asifah und war die Tochter eines von Hamdan erschlagenen Schechs. Ihr ferneres Schicksal stand ihr mit allen Einzelheiten klar vor Augen. Zu ihrer Trauer um den Vater gesellte sich nicht allein die Furcht vor dem siegreichen Feind, sondern in noch weit höherem Grad die Abneigung gegen dessen Mißgestalt. Wäre der Ueberwinder ein schöner Mann gewesen, so hätte dieser Umstand sie über alles andere schließlich zu trösten vermocht. So aber schauderte sie vor dem Gedanken, dieses Mannes Weib zu werden.

Hamdan, dem Schech, war ihre Abneigung gegen ihn nicht entgangen. Sie tat ihm aber weher als alles andere um seiner Häßlichkeit willen bisher ertragene Ungemach zusammengenommen. Er liebte auf seine Weise Asifah. So dachte er denn, in seinem Freund einen treuen Vermittler zwischen sich und das liebenswerte Weib zu stellen, und hoffte alles von dessen Fürsprache.

In gleicher Weise klammerten sich aber auch bald genug die geängstigten Geister des Mädchens an Hossains wohlgefällige Gestalt, und sein redliches, gutmütiges Auge ward ihr zu einem rechten Hoffnungsstern, nur daß dieser sich ganz und gar nicht mehr erblicken lassen wollte. Keineswegs entging dagegen der Guten, daß sie auf den Mann Eindruck machte, und diesen zu ihrem Wohl zu benützen, war sie im stillen entschlossen und auch sonst klug genug.

Asifah war ein herzlich wohlgeartetes Weib, mit der ein Mann, der in allen Teilen ihres Herzens Sehnsucht entsprach, glückliche Zeiten verleben konnte. Dabei besaß sie auch Witz genug, um nicht fürchten zu müssen, ihr Gemahl möchte ihrer bald überdrüssig werden. Sie war ein verschlossener Quell fröhlichsten Reichtums, den voll zu öffnen es aber nur einen Zauberschlüssel gab: den Mann, wie er in ihrer Seele lebte. Dieser Mann mußte schön, reich und redlichen Gemütes sein. In dem Maße, wie er diesen drei Notwendigkeiten entsprach, würde die honigsüße Seligkeit ihm aus ihrem Wesen reich entgegenquellen oder nur in spärlichen Tropfen sich auspressen lassen.

So ritt die Karawane drei Tage durch die Wüste. Als die dritte Nacht hereinbrach, ließ Hossain halten, um das Lager aufzuschlagen. Die Krieger errichteten die Zelte, indessen die Kameltreiber ihre Tiere zu entladen begannen, andere die Feuer für die Nacht anzündeten und wieder andere sich anschickten, die Mahlzeit zuzubereiten; man war mit allem wohl versehen, und für Asifah war das Beste eben gut genug.

Während sich nun solchermaßen alles um Asifahs Wohl eifrig tummelte, saß diese selbst immer noch allein und verlassen auf ihrem Tier. Der Kameltreiber wußte nicht, was er sollte; sie herabzuheben, hatte er nicht den Mut, und sie droben zu lassen, ging auch nicht an. Hossain aber gab sich mit seinen Leuten viel zu schaffen; sie schienen ihm nichts zur Zufriedenheit zu machen, obwohl sie doch solche Handreichungen von Jugend auf geübt hatten und er selbst nicht zu sagen gewußt hätte, wie die Sache sonst sollte angefaßt werden, wenn nicht so, wie die Leute es gewohnt waren. Hossain, der tapfere Hossain fürchtete sich vor einer weichen Frauenhand.

Nachdem solchermaßen Asifah lange gewartet hatte, ließ sie sich endlich mit Tränen in den Augen vom hohen Rücken des Tieres herabgleiten; doch als ihre Sohle den Boden berührte, sank sie mit einem Wehelaut zusammen. Dienstbereit eilte der Kameltreiber hinzu, um ihr behilflich zu sein. Da sie aber mit einer stolzen Gebärde den guten Knaben abwies, blieb diesem nichts anderes übrig, als schleunigst nach Hossain zu laufen.

Bestürzt erschien Hossain vor seiner Schutzbefohlenen und stotterte verwirrt die Frage hervor, was ihr widerfahren sei. Dabei ward er sich recht bitterlich bewußt, welch ein unfreundlicher Hüter er dem armen Mädchen gewesen sei; anderseits gereichte es ihm zu ernstlicher Beunruhigung, als sie auf seine Fragen nur mit schmerzlichem Seufzen antwortete und mit der Bitte, sie in ihr Zelt zu geleiten. Er mußte das liebliche Weib mehr tragen, denn führen, und bald hielt er die vor Schmerzen Stöhnende ganz in den Armen. Vollends außer Fassung brachte ihn ihre Frage nach einer Wartefrau oder einem heilkundigen Manne; denn sie versicherte ihm, daß ihr Fuß mitten entzweigebrochen sei. Als er ihr beteuerte, daß man auf einen solchen Fall keineswegs vorbereitet sei, und als er endlich ratlos in seiner Rede stecken blieb, sagte sie nicht ohne einige Ernsthaftigkeit:

„So mußt du mich eben pflegen; denn ich hätte wohl kaum meinen Fuß gebrochen, wenn du höflicher gewesen wärest."

Hossain senkte schuldbewußt den Kopf. Dann sagte er aus seiner Bekümmernis heraus:

„Verzeih mir! Wüßtest du nur, wie weh es mir selber tut! Sage mir, was ich tun soll! Ich will alles tun, und wenn du mein Herzblut brauchst, deinen Fuß zu heilen, so ist es dein."

Da lächelte Afifah ein wenig. Dem Reumütigen aber gab sie die liebliche Antwort:

„Dessen bedarf ich nicht, wenigstens nicht für meinen Fuß. Aber wenn du mich ein wenig lieb hättest, so wüßte ich ein Zaubermittel, dem Schaden in wenigen Stunden abzuhelfen. Aber eben" — sie seufzte — „ein wenig Liebe gehört dazu, und die ist teurer als Herzblut!"

„Ich habe dich ja lieb," antwortete der bedrängte Hossain. „Gebiete über mich! Ich bin ja zu allem willig, wenn nur dein Füßchen wieder heil wird."

„Es ist nicht so leicht, wie du meinst," antwortete Afifah. „Höre zuvor! Zuerst mußt du von meinem Kamel ein grünes Täschchen an dich nehmen und dabei dreimal meinen Namen aussprechen. Das Rezept sagt, daß, je inniger der Name des Erkrankten genannt werde, um so vollständiger der Erfolg sei. In dieser Tasche ist alles, was wir brauchen: ein Büchschen Wunderbalsam und ein Streifen gesegneter Leinwand. Damit mußt du meinen Fuß verbinden. Hast du alles das getan, so wartet erst die Hauptsache deiner. Wenn du mich aber nicht sehr lieb hast, so wollen wir besser der Natur ihren Lauf lassen. Der Fuß wird ja wohl auch so wieder heilen, nur daß ich" — sie seufzte wieder — „eine Krüppelin bleiben werde."

„Quäle mich nicht, sondern traue mir!" bat Hossain. „Habe ich dir denn nicht gesagt, wie sehr ich dich lieb habe und daß mir nichts zu viel sein wird? Sprich weiter, Afifah! Sprich weiter!"

Afifah hob die Hand. „Uebernimm dich nicht; es wird schwer sein! ... Um Mitternacht mußt du dann mit mir eine Meile weit gegen Westen reiten. Und wenn die Meile abgeritten ist, so mußt du mich dreimal auf den Mund küssen. Alsdann wird mein Fuß werden, wie er vordem war; der Schaden aber wird in deinen eigenen Fuß fahren und nie mehr heilen. Willst du nun immer noch, Hossain, so gehe und hole mir die grüne Ledertasche!"

Und Hossain ging, um die grüne Ledertasche zu holen. Er wollte lieber selber zum Krüppel werden, als seinem Freund gegenüber Afifahs Unfall verantworten müssen. Er glaubte an die Wunderkur, er hielt fest an seiner Treue gegen seinen Freund und hätte noch viel Schlimmeres auf sich genommen Afifah zuliebe.

(Fortsetzung folgt).

Schicksale einer Offiziersfrau.

Nachdruck verboten.

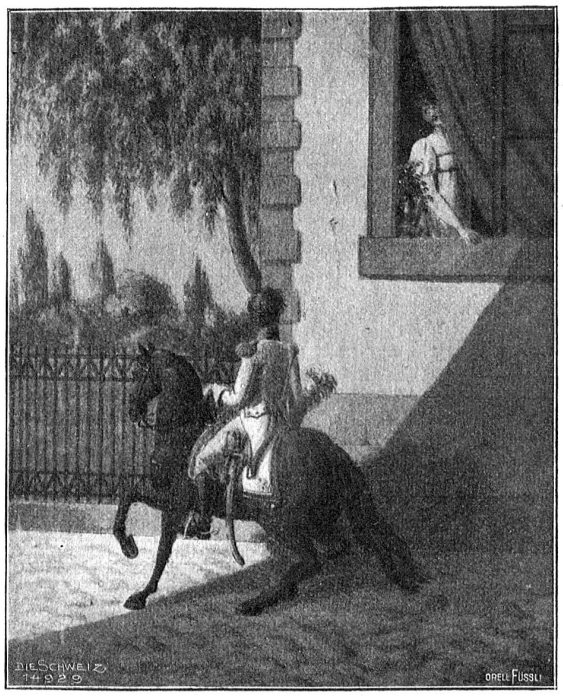
Ein Alltagsroman in fünfzehn Bildern vorgestellt von **David Heß** (1770—1843).

In keiner der David Heß gewidmeten Publikationen finden sich die fünfzehn Bilder mit ihrem Roman erwähnt; er hat über seinem reichen Lebenswerk sich vermutlich nicht mehr daran erinnern mögen*). Wenn wir sie dennoch aus seinem Nachlaß ausgraben und hier wiedergeben, so geschieht es nicht im Gedanken, daß dem kleinen Werk mit dem Vergessen großes Unrecht geschehen sei. Weder der Inhalt noch die Figuren rufen einer Rehabilitation. Aber die liebevoll ausgeführten kleinen Aquarelle dieses ungedruckten Büchleins geben uns mit all ihren behaglichen Schilderungen ein so deutliches Bild von der Toilette und dem Interieur der Zeit, daß sie uns um dessentwillen der Verbreitung wert schienen und ohne Zweifel dem einen und andern wenigstens etwas zu sagen haben.

Der Roman hat wie so vieles im Werk unseres Heß einen erzieherischen Zweck. Er lobt den altschweizerischen gesunden Menschenverstand, der da nie vergißt, daß zweimal zwei gleich vier, daß die Eltern besser rechnen können als die Kinder, und demgemäß verlangt, daß diese in Vereinigung gerade der wichtigsten Angelegenheit im Leben nicht ihrer eigenen vorwitzigen Nase zu folgen brauchen. Liegt doch schon in dem bloßen Wort Neigung die Anweisung auf einen Fall. Man soll also dankbar sein, wenn man Eltern hat, die so gut für einen denken. Es ist aber noch mehr als das. Nicht nur Weisheit ist es, den überlegenen Entscheidungen der Eltern sich zu fügen. Der Umstand, daß das Kind der künftige Träger des elterlichen Besitzes ist, gibt den Eltern, denen alles gehört, das Recht, wie über das Geld, so auch über dessen spätern Verwalter zu bestimmen.

Alles das sind keine neuen Grundsätze und waren es auch zu David Hessens Zeiten nicht. Aber sie sind hier mit einer Ehrlichkeit und einer Eindringlichkeit gepredigt, sind so unbefangen und unbeirrt ausgesprochen, daß das Opuskel hiedurch beinahe eine gewisse Originalität gewinnt. Wir gestehen wenigstens offen ein, zum ersten Mal davon zu lesen, daß eine Mutter ihrem Sohn den Vater als abschreckendes Beispiel vorhält, nicht etwa, weil er trank, nicht etwa weil er spielte, sondern gewissermaßen, weil er sich erlaubt hatte, sein Vater zu werden durch die Liebe und eheliche Verbindung mit einem schönen und unbedachten Kind, das es eigentlich viel „besser" hätte haben können. Und zwar hält sie dem Sohn die Warnungen vor unbeirrt durch die letzten Worte des sterbenden Mannes, der sich durch die Furcht vor solch nachträglicher Kritik noch die letzten Atemzüge beengen läßt.

Möchten wir den vielen Lesern, denen die Pädagogik in der „Schweiz" ab und zu ein wenig zu versagen scheint, mit der Darbietung dieser wohlgemeinten kleinen Paraphrase des fünften Gebotes für einmal eine gefällige Kompensation ent-



I. Er reitet vorbei.

*) Wiederum verdanken wir Herrn Dr. Conrad Escher die Bekanntschaft mit dem Büchlein von David Heß; es wird aufbewahrt in der Stadtbibliothek von Zürich. A. d. R.